

# SPIEGELBLATT

Nr. 35

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

(Fortsetzung.)

**S**tine sollte ihrem Mann das Essen heraustragen, wie die anderen Tagelöhnerfrauen, die Mittags immer am Stodthof vorbeikamen! Auf dem Hof war das ein Dienst, den der Heier (Hilfejunge) oder die Littjemagd that, den Knechten das Essen auf's Feld tragen. Sie, die Meierstochter, sollte das thun? Sie mußte Daniel noch einmal sagen, daß das nicht stieg. Er würde es ja einsehen.

Wenn sie es ihm eben nur deutlich gesagt hätte! Er würde nun heute Mittag auf sie warten, und Hunger hatte er auch gewiß nach der Arbeit. Es war ja auch recht, daß sie für ihn sorgte, wenn er für sie arbeitete.

Es war ein harter Kampf gegen ihren Hochmuth. Aber Stine hatte ihren Mann ja lieb!

Vielleicht kam er ihr auch entgegen, wenn sie ihm das Essen brachte. Er wußte ja, daß es ihr schwer wurde.

Kurz vor Zwölf machte sich die junge Frau auf den Weg. Sie hatte erst das dampfende Essen in den kleinen Henkeltopf schütten wollen, aber dann fiel ihr ein, sie könnte es auch im Korb tragen, dann würde es nicht so geheben. So that sie es in eine Schüssel, setzte die in den Armentorb und ging hastig nach dem Giehof zu, dessen rothes Dach in der Ferne über die Obstbäume wegsah.

Sie kannte den Schuppen, wo die Arbeiter Mittag hielten. Man mußte erst an seiner Rückseite entlang gehen, ehe man an die Thür kam.

Schon von Weitem hörte sie laute Stimmen. Zögernd blieb sie stehen und sah sich um. War Daniel denn nirgends zu sehen? Es war zu schwer, so allein das erste Mal hereinzugehen. Alle die

Leute hatten bis jetzt tief unter ihr gestanden. Wie sie wohl die Meierstochter ansehen würden, die nun ihresgleichen war?

„Wo's Daniel denn?“ hörte sie plötzlich eine

laute Stimme aus dem Schuppen, „woans fin Fru em dat Eten woll bringt?“

„Hei seggt, sei will kamen,“ sagte ein Anderer aufschlachend, „ek glöw man, hei kamen lang käuwen. Dat's 'ne Stolze, de ward sic häuden un em dat Eten dräugen.“

„Sei hört nu doch tan lis,“ sagte der Erste wieder, undeutlich, zwischen den Kneuen, „ek will, wi künne ehr dat recht wisen, dat sei nu Ilse ein is.“

Stine hatte regungslos gestanden, sie war dunkelrot geworden; jetzt wandte sie sich ohne Besinnen und lief hastig den Weg zurück. Sie kannte da nicht hingehen. Nie, nie.

Sie machte sich unruhig im Hause zu thun, den ganzen Tag. Als es in der Dämmerung Heierabend läutete, stand sie an der Thür und sah nach ihrem Mann aus.

Er ging ohne ein Wort an ihr vorüber. Als sie ihm in die Stube folgte, stand er am Tisch und schnitt sich von dem schwarzen Brot ab. Sie sah jetzt erst, wie milde und abgearbeitet er aussah.

„Danjal, Danjal, ek heiw't danhu wusst — ek kann't nich“ — schluchzte die Frau plötzlich auf, „ek heiw't Di jan all vörher seggt — ek heiw' mindag noch nich Eten dragen möt.“

„Ec kann Di keine Deinstmagd hollen,“ sagte er mit hart, „dat harrst Di bedenken können, ihre dat's de'n armēn Kiel frigt harrst.“

Die junge Frau antwortete nicht, sie hatte den Kopf auf den Tisch gelegt und weinte.

Daniel ging unruhig zum Fenster und sah hinaus, in seinem Gesicht arbeitete es. Als er sich wieder umwandte, lag ein anderer Ausdruck darin, etwas Weiches, Gutes.



Am Potsdamerplatz in Berlin.

Nach dem Gemälde von Hans Herrmann.

"Sine, kummi — lat dat heulen. Ec' sin 'n slichter Kärl wesen," sagte er stockend, während er ihr mit seiner großen Hand leise über den Arm strich, "dau hest sau vel för mi upgewen, un ec' will Di nich mal n' beten tau Wissen sin! Kummi Sine!"

Sie hob den Kopf und sah ihn an.

"Sine, ec' kann mi 'nner Arbeit fünen," sagte er eifrig, ihre Hand nehmend, "up'n Giechaw kann ec' Middag nich vun de außern wegeloopen, awwer in 'ne Stadt bi de Erbarbeit an 'n Kanalbau kann ec' woll ankommen. Denn kummt wi Middag in 'n Städigoren up de Bank sitzen gahn. Ec' kann mi jau ol nun Eten füßen mienahmen, wenn Di dat Endungen sau fuer ward."

Daniels ehrliches Gesicht glänzte, als er sah, daß Sine nicht mehr weinte.

"Nee, Daniel," sagte sie nun hastig, "nah'n Städigoren will ec' woll heime kamen. Bloß nich hier, wo de Annern sind. Dat kann ec' nich."

"Nee, nee, min Maife, schaßt' ic' nich misch danhu. Ec' los gikt bandage nah'r Stadt, sei ward mi woll nahmen. Un nu kummi, möbst wedder lustig sin. Bis jox man da drückde Dag, dat wi toammen sind."

Es war der erste Streit gewesen. Alle die guten Worte, die sie sich nachher gaben, lössten den Eindruck nicht wieder ganz verlöschen. Es war ein Schatten über dem Anfang ihrer Ehe, den jedes von ihnen unbewußt empfand.

Daniel war am Abend noch in die Stadt gegangen, um sich für die Erbarbeiten zu melden; er war auch gleich angemessen und ging am andern Tag schon an die neue Arbeitsstelle. Zu Mittag trug Sine ihm das Essen im Korb herauf, es gefiel ihr ganz gut, mit ihm auf einer Bank tief im Schluß des herbstwunden Städigorens die Mahlzeit zu halten. Sie lachten beide, wenn sie zusammen mit dem zimmerum Löffel in den Tropf führten und eins, dem andern zusätzliche den Bissen wegflöchte.

Aber es war nicht immer Sonnenchein. Wenn der Regen von den nassen Zweigen tropfte, war die Bank im Städigoren trotz des großen brauen Regenschirmes, unter dem sie sich zusammenhockten, sehr behaglicher Platz; und Sine dachte manchmal heimlich an den blank gescheuerten Tisch und die große warme Polsterveste auf dem Stodthof.

Es war überhaupt Alles so anders, als sie es sich gedacht hatte. Daniel war ja gut zu ihr und hatte sie lieb, aber sie sah ihn doch nur so wenig. Morgens in der Dämmerung traut er mir eilig den heißen Kaffee herunter und ging dann zur Arbeit; die Mitternacht war mir so kurz, und wenn er Feierabend nach Hause kam, war er müde und hungrig.

Sine war meist allein, den ganzen Tag. Sie besorgte die kleine Wirthschaft, putzte die Stuh und das Schwein, und johz die übrige Zeit am Spinnrad.

Die Nachbarsfrauen waren ja wohl zu ihr gekommen, schon aus Neugier; aber Sine wollte nichts mit ihnen zu thun haben. Wenn sie die jungengejährt, vor der Zeit alten Gefüter, die berüngten Röde joh, kam ihr immer eine Art Angst. Ob sie wohl selbst auch einmal so sein würde?

Und dann war doch immer noch ein gewisser Abstand zwischen ihr und deren. Wenn ihr Mann auch Tagelöhner war, sie blick doch immer die Meierstochter!

So joh sie denn meist still jür sich; nur die häusliche Engel Voigt, die in der Nähe wohnte, kam manchmal zu ihr. Aber das war meist Feierabend, wenn Daniel auch zu Hause war, und deshalb blieb Sine mit ihr auf der Diele über in der Küche.

Er war ja nur so lange Zeit bei ihr. Es war ihr, als ob sie jedes Wort und jeden Blaf für sich behalten und Niemand etwas wüste!

Gewiß war er in die Küche gekommen, als er Engel und sie sprechen hörte.

"Sief ic', jenen Besant," hatte er lustig gesagt, "jemand kummt jü misch in 'ne Städte? Ec' kann ic' noch Zäpfen tau' fallen Gnaf!"

Aber Sine hatte unruhig Engel zur Thür gedrängt.

"Nee, Daniel, Engel muss all nach Hause gahn," sagte sie hastig, "un ec' heim ic' da hahn."

"Na, denn adjuis; n' ammer mal!" Damit war er bis an die Thür mitgebremst und sah dann, an Thürläufen lehnend, wohlgefällig hinter Engel her.

"Die gladde Maife!"

Seitdem mochte Sine Engel's Besuche noch weniger.

Aber sie war das Alleinsein nicht gewöhnt. Auf dem großen Hof zu Hans war immer Leben und Treiben gewesen. Die Meierstochter arbeiteten mit den Knechten und Mägden zusammen, und es ging bei dem jungen Volk oft laut her.

Sine wurde ernst und still, sie verlor das frische, jugende Lachen, und sie sang auch fast nie mehr, wie früher so oft.

Nur die Sonntage waren schön; da hatte sie ihren Mann den ganzen Tag für sich. Morgens gingen sie zusammen den Weg zwischen den Hecken zur Kirche, am Nachmittag wanderten sie ein Stück in's Feld oder saßen in der kleinen Stube, wo Sine in einer Tasse ein paar späte Georginen von dem großen Busch hinter dem Haus auf den Tisch stellte. Daniel rauchte seine Pfeife; sie sprachen beide nicht viel, aber sie waren zufrieden. Sine wünschte nichts weiter.

Aber das war nur in der ersten Zeit; später sing Daniel an, am Sonntagnachmittag manchmal in den Krug zu gehen. Sine sah dann mit finsterem Gesicht zu Haus, statt, wie er ihr vorschlug, einen Besuch bei ihren Eltern auf dem Stodthof zu machen.

Dort ließ sie sich überhaupt selten sehen, eine Art Troß hielt sie davon zurück. Sie hörte aus jedem Wort des Bruders, der Schwägerin, und besonders des Bruders die mitleidige Geringschätzung heraus, die sie nicht ertragen konnte.

Mit ihrem Mann zusammen mochte sie noch weniger hingehen als allein. Denn wenn die Knechte sie auch noch immer als die Meierstochter behandelten, so gingen sie mit Daniel doch vertraulich als mit ihresgleichen um, und Sine war zu stolz, um das ruhig mit anzusehen.

Die dunklen Winterstage waren hingeschlichen, einer so grau wie der andere. Nun wollte es Frühling werden.

Morgens beim Aufstehen brachte Sine nicht mehr das Lichtstückchen anzünden, dessen ungeste Flamme zittrende Lichter und Schatten durch die kleine Stube streute; und bei der Mittagsstunde im Städigoren brachten sie sich nicht immer frierend hinter dem düstigen Schutz der kleinen Lannenwald auseinander zu drücken.

Über das Land ging der herbe, frische Geruch feuchteter Erde, das eintönige "Süh!" der Bauern, die die schweren Adergänse antrieben und hinter Pfleg oder Egge her über die brauen Schollen stampfen. Überall ein Aufwachen zu neuem Leben, zu neuer Hoffnung und Arbeit.

Es war jetzt Zeit, das Stück Land umzugraben und die Kartoffeln zu sehen. Da Daniel den ganzen Tag auf Tagelohn fort war, hatte Sine die Arbeit allein zu thun.

Zu Hause hatte sie wohl auch mit anstreifen müssen, aber doch nur leichtere Arbeit. Die wirkliche, schwere Feldarbeit war Sache der Knechte.

Der Rücken tat ihr weh, und ihre Hände waren voll Schwielen, wenn sie Abends mit dem Spaten nach Hause kam. Dabei wollte die Wirthschaft auch bestellt sein, und wenn sie auch klein war, so sollte Alles doch blank und ordentlich sein.

Daniel fiel es garnicht ein, daß es ihr zu viel werden könnte. Es war ja nicht mehr, als jede andere Tagelöhnerfrau auch that. Nach Feierabend half er ihr wohl etwas, aber viel Zeit hatte er nicht darüber.

Sine fliegte auch nicht; sie wußte, daß Daniel bei den Erbarbeiten weniger verdiente als früher, und daß er alle Kräfte einzehlen müsse, um der Sorge um das tägliche Brot, dem Hunger die Thür zu sperren. Die Thür hatten sie gegen Ende des

Winters schon verkauft, und sie weheten sich beide dagegen, auf den Stodthof Hülfe zu suchen.

Hunger. Maigell. Sine hatte ihn früher nicht von Weitem gekannt. Aber jetzt stand er unsichtbar hinter ihr und hegte sie wie mit Peitschenhieben, daß sie bei Spaten hastiger in die Erde stach und die Tropfen ihr auf der Stirn standen.

Ihr Gesicht wurde bläß und schmal bei die ein Leben. Wenn sie sich im Vorübergehen in den kleinen blinden Spiegel sah, der in der Stube an dem Nagel hing, erschreckte sie. Ging sie wirklich schon an, alt und verkümmert auszusehen, wie die anderen Tagelöhnerfrauen in den kleinen Häusern um sie herum? Sie war doch noch jung, kaum vierzig; in einem Alter mit Engel Voigt, der ja auch mit ihr auf der Schulbank und in der Sonnwendlehre gesessen hatte.

Engel! Ein heikes Gefühl von Eifersucht stieg in Sine auf, wenn sie an sie dachte. Das Mädel hatte eine Aufwartestelle für die Morgenstunde in der Stadt angenommen und kam täglich am Hause vorbei.

Früher war Daniel allein mit ein paar jungen Burschen aus der Nachbarschaft zur Arbeit gegangen; besonders einen hatte er gern, Fritz Eugert, einen stillen, ordentlichen Menschen.

Jetzt war es anders. Wenn die Männer fortgingen, kam Engel regelmäßig den Weg daher, und immer war es Daniel, der dann stehen blieb und sie anrief.

"Kommst mi, Engel?"

"Wenn jü mi mienahmen will! Wi hebbet jau einen Weg nah'r Stadt runner!"

Dann sah Sine, hinter der Kattungardine des Kammerfeisters versteckt, ihnen nach. Engel schwatzte lustig, die Männer lachten und neckten sie.

Es war ja natürlich, daß Daniel vergnügt wurde, wenn er mit Engel zusammen war. Die war hübsch und lustig, anders als seine Frau!

Sine grünte und quälte sich darüber. In Daniels Gegenwart war sie still und bedrückt.

"Wat hest, Maife?" hatte er anfangs freundlich gefragt, "heft' u' Weihdag oder'n Arger hadd? Berstellt mi man, Sine!"

Aber sie hatte nur abwehrend den Kopf geschiüttelt.

"Nee, Daniel, lat mi man. Ec' heiwir wir."

So gewöhnte er sich daran, daß er Abends nach der Arbeit in ein trübliches, unbehaagliches Zukause kam. Meist saß er stumm mit der Pfeife, bis es Schlafenszeit war. Er hatte einen festen Schlaf. Daß Sine oft Nachts neben ihm schluchzte, hörte er gar nicht.

Einmal, als sie an einem der kleinen Nachbarhäuser vorbeiging, hörte sie hinter dem Plankezaun Stimmen und ihren Namen nennen. Unwillkürlich blieb sie stehen.

"Jan, dämlich was't man, dat sei Wöhler nahmen hett," sagte die etwas schwere Stimme der einen Nachbarfrau, "sei harr'n ganz Annern freien kann, Dochter vun sau 'n groten Hawl. Dat wier doch n' annen Leben för ehr as nu — un hei harr sit of woll tröst' i un 'ne Annen nahmen."

Vor einem Jahr hätte Sine darüber geachtet. Jetzt grübelte sie darüber nach, als sie weiterging.

War die Heirath wirklich so thöricht gewesen? Mußte sie bereuen, was sie gethan hätte? Ihr Leben war gewiß ärmerlich und kümmerlich genug, anders als es hätte sein können.

Sine hatte vor sich hin gesehen. Gest hej sie plötzlich den Kopf.

"Nee, ec' heiwir't doch gaud," sagte sie laut vor sich hin, "ec' hem jau min Mann!"

Ob Daniel auch so dachte? Ob er es nicht berente?

Sie sah ihn forschend an, als er heute Abend nach Hause kam. Er bemerkte es nicht und legte sich nur gähnend auf die Bank an der Wand.

"Daniel" — sagte Sine plötzlich; dann stockte sie.

Der Mann sah auf. "Wat wurd' e, Sine?"

Die junge Frau beugte sich tief über das Käppenzug, das sie im Schoß hatte.

"Daniel, ec' woll Di eins fragen. Wenn du mi

"Ihre Kragen harrst — glöbst' e — harrst' e denn 'ne  
Kunne' frigen — künnt?"

Daniel sah sie einen Augenblick erstaunt an.  
"Wo künnt' Di denn dat in' u' Sün?" fragt er  
lachend.

"Eck heiwiv' t man blot sau dacht," sagte sie,  
ohne aufzusehen.

Daniel saß und sah nachdenklich vor sich hin.  
er hatte seine Frau lieb, gewiß. Aber er fasste  
die Sache trocken und praktisch.

"Die erste Lid woll' nich," sagte er ehrlich,  
aber verunsichert: "Mann mit sin Wesen im  
Sas habben, allein, dat längt mir. Dein harr' ec  
h woll' ne Künne' nahmen."

Er lächelte seiner Frau lachend zu.

"Gaud, dat dat anners kannen is. E's doch  
weter sau. Seggst' nich ok, Sünne?"

Sünne antwortete nicht; sie stand auf und ging  
zu Thür, ein wunderlicher, dunkler Blick war in  
ihren Augen.

"Eck undt dat Sünne faulern," sagte sie nur  
noch hastig.

Draußen in der Kleine sah sie sich auf den  
Sand des Spielsteins, legte den Kopf an das  
Fensterbrett und schliefzte.

Das hatte er ihr geantwortet — "dein harr'  
ek woll noch 'ne Künne' nahmen."

Er konnte sie nicht mehr lieb haben, wenn er  
das sagte. Er bereute, daß er sie geheirathet hatte;  
ihm passte jetzt auch gewiß eine Andere besser —  
Eine, die hübscher war als sie. Vielleicht Engel;  
die war ja hübsch — mit der könnte er lachen und  
lustig sein, wenn er mit ihr, seiner Frau, kann  
ein Wort zu sprechen wünkte!

Eine große Bitterkeit stieg in Sünne auf: Hatte  
er denn ganz vergessen, was sie für ihn ausgegeben  
hatte; als sie, die Meierstochter, den Tagelöhner  
zum Mann nahm?

Bis jetzt war sie meist nur trübe und still ge-  
wesen, wenn Daniel zu Hause war; aber nun war  
es ihr, als ob sie sich in bösen Worten Luft machen;  
ihm zeigen müßte, daß sie sich nicht Alles gefallen  
ließ.

Er nahm das ganz geduldig hin; es lag wohl  
mit in ihrem Zustand. Einmal hatte er Engel  
Boigt gebeten, über Tag oder am Feierabend einmal  
zu seiner Frau zu gehen; aber er erschrak, als er  
bei dem Eintritt des Mädchens zufällig Sünne  
ausah.

Sie war aufgestanden, ihr Gesicht war dunkelroth:  
"Hest' man just sicht drapen, ek heiwiv' wat  
tan dauhu," sagte sie, ohne ihr die Hand zu geben;  
"niewer lat Di man nich stören. Kannst jaun' beten mit Daniel fören."

Sie war aus der Thür, ehe Eins der Andern  
antworten konnte, sie hörten sie draußen laut mit  
Eimern und Töpfen häutzen.

Er fand sie in der kleinen Kleine, an der Back-  
molle den frischen Brotteig knetend. Sie sah auch  
nicht auf, als er hereinkam.

"Sünne, wat schall dit heiten? Wat hett Engel  
Di dahu?"

Die Frau richtete sich auf und sah ihm feind-  
selig an.

"Is sei all wedder weglopen? Dat wier nich  
nödig wesen, sei harr' jaun' bi Di Umlerholung  
hadd."

Daniel runzelte die Stirn.  
"Lat den dummen Sna! Wat schallt de Lüe  
vun Di seggen? Wenn ein' Di besäuten will un  
fründlich deith!"

Sünne lachte kurz auf.

"E's man gaud, wenn sei tau Di fründlich  
deith, un Dau tau ehr," sagte sie scharf, "dann  
bruk' ek' nich' ok noch."

Daniel verstand sie nicht. Er wandte sich weg  
und ging mit großen Schritten, die Thür mit einem  
Schlag hinter sich zuschlagend.

Daniel verstand seine Frau überhaupt nicht  
mehr. Sie war doch solch frisches, lustiges Mädchen  
gewesen — und nun! Wie ein anderer Mensch  
war sie geworden in der kurzen Zeit, seit sie seine  
Frau war.

Es lag wie ein Druck auf dem kleinen Hals,  
gleich schwer auf ihnen beiden lastend. Aber keines  
wußte, woher er kam, und keines konnte die Hand  
führen, ihn zu heben.

Eine Zeit lang schien es, als ob das Alles  
wieder anders und besser werden wollte; das war  
im Sommer, als der Junge geboren wurde.

(Fortsetzung folgt)

## Ein Sozialdemokrat von 1848.

Von A. Conrady.

(Fort. u. Schl.)

**A**n dem Sozialismus des „Volks-Spiegel“ vom  
Standpunkt der heutigen wissenschaftlichen  
Erkenntniß aus im Einzelnen kritik zu  
stellen, wäre ein Leichtes; denn er war noch sehr  
stark mit utopistischen Elementen verbrämt und  
aus „spekulativem Spinnweb“ gewirkt, um ein  
Wort aus der Marx-Engels'schen Verfasserung des  
philosophischen Sozialismus anzuführen. Aber es  
wäre ungerecht, Nees selbst damals mit den Schön-  
geistern des „wahren“ Sozialismus in einen Topf  
zu werfen. Denn sein Sozialismus trug, soweit  
er utopisch war, seine Korrektur in sich selbst.  
Nees war nicht blos Sozialist, er war auch Demo-  
krat und erwartete den Fortschritt von politischer  
Befreiung. Der „Volks-Spiegel“ berührte freilich  
die politischen Fragen mit mit großer Vorsicht —  
von wegen der Zensur. Es heißt in ihm einmal:  
"Man muß mit der Politik in der That sehr politisch  
umgehen; daher mag es sich der Leser erklären,  
wenn dieser Theil unserer Betrachtungen in Rücksicht  
auf die Fragen der Gegenwart am wenigsten voll-  
ständig ist." Mit der also gebotenen Beschränkung  
wird die demokratische Gesinnung des Blattes aber  
doch zum Ausdruck gebracht: Es fordert Preß-,  
Bereins- und Versammlungsfreiheit, die längst ver-  
sprochene Volksvertretung und für die Wahlen dazu  
das allgemeine Stimmrecht. Das Blatt fand in  
Breslau guten Boden; zählte es doch, als das  
Jahr 1848 anbrach, am Ort seines Erscheinens  
über tausend Abonnenten. Die Staatsbehörden  
wurden über die durch diese Thatsache befürchtete  
Ausbreitung sozialistischer Ideen höchst bedenklich.  
Schon machte sich die Polizei daran, den Staat  
vor dem Umsturz zu retten. Eine „kommunistische  
Verschwörung“ wurde unter den Breslauer Arbeitern  
entdeckt. Die Staatsaktion ward mit grossem Lärm  
in Szene gesetzt. Als dann aber der Berg freizte,  
kam ein winziges Männchen zu Tage. Die gericht-  
liche Verhandlung ergab nämlich weiter nichts als  
einen harmlosen Gesellschaft unter Freunden, den auch  
etliche höchst respektable Stadtverordnete unterstützt  
hatten. Man hatte einmal wieder am hellen Tage  
Gespenster gesehen.

Diese Tragödie trug sich in den Anfängen  
des Jahres 1848 zu, das denn nun bald ernst-  
haftere Ergebnisse auch für Breslau mit sich brachte.  
Die Nachricht, daß die Pariser Arbeiter Louis  
Philippe verjagt, die Republik proklamiert hatten,  
rief, wie überall, so auch in Breslau ungeheure  
Aufregung hervor, weil Federmann die Empfindung  
hatte, daß es nun auch in Deutschland anders  
werden müsse. Mit Versammlungen und Sturm-  
parties, die zu Breslau in unverblümten Drohungen  
mit dem Absatz Schlesiens von Preußen gipfelten,  
vergingen die paar Wochen bis zu der erlösenden  
Nachricht, daß die Berliner Arbeiter König Friedrich  
Wilhelm's Garde aus der preußischen Hauptstadt  
gejagt und also die Bahn für eine freiheitliche  
Gestaltung Preußens und Deutschlands freigemacht  
hatten. Die ersten Märzerrungenschaften, Vereins-,  
Versammlungs- und Pressefreiheit, traten natürlich  
durch in der schlesischen Metropole alsbald in ihr  
Recht. Und nun zeigte sich, daß die sozialistische  
Propaganda von Nees von Eisenbeck nicht umsonst  
gewesen war, daß der Sozialismus tatsächlich  
unter den Breslauer Arbeitern Wurzel gefasst  
hatte. Denn außer demokratischen und konstituio-  
nellen Klubs bildete sich sofort auch ein Arbeiter-

verein, der bald 1200 Mitglieder zählte. Außer  
dem Hauptstifter, keinem Anderen als Nees, saßen  
im Vorstand ein Dr. Asch und eine Anzahl Profe-  
ssorier. Das Statut des Vereins kennzeichnet ihn  
als „eine geschlossene Gesellschaft von Handarbeitern  
aller Art“ und gibt als seinen Grundgedanken  
lakonisch an: „Der Verein erkennt das Recht und  
die Pflicht zur Arbeit an.“ Bedeutlich würde er  
in den Vereinsitzungen und in dem offiziellen  
Organ, das sich der Verein alsbald schuf, den  
„Fliegenden Blättern“, als deren Herausgeber  
wiederum wie beim „Volks-Spiegel“ Franz Behrend  
fungierte, während Nees von Eisenbeck der Haupt-  
mitarbeiter war. Die politische Haltung des Blattes  
war radikal-demokratisch; aber im Sinn einer  
sozialen Demokratie machte es schon in seiner zweiten  
Nummer in der allerstärksten Weise Front gegen  
den Liberalismus als das „politische Vaterunser  
der reichen Bürgerklasse, die an der Stelle des  
Herzens den Geldsack fräßt und keine anderen  
Interessen kennt, als die des Kapitals“.

Demgegenüber hatte schon die erste Nummer  
der sozialpolitischen Standpunkte der Breslauer  
Arbeiter formuliert in einem Artikel, der den Titel  
„Das Ministerium der Arbeiter“ führte und aus  
Nees' Feder geschlossen war. Das darin geforderte  
Ministerium der Arbeiter sollte seine Tätigkeit auf  
die Gebiete der Landwirtschaft, des Gewerbes, der  
häuslichen Dienstleistungen und des Handels er-  
strecken. Seine Aufgabe sollte sein: das „humane  
Wohl aller Arbeiter zum Wohl des Ganzen und  
als Folge derselben“. Zu dem Zwecke müßte auf  
ausreichende Befriedigung folgender Bedürfnisse  
aller Bedacht genommen werden: erstens Nahrung,  
kleidung und behagliche Wohnung; zweitens geistige  
Genüsse für Federmann; drittens allgemeine staats-  
bürgерliche Gleichheit; viertens sichergestellte Muße-  
stunden für das häusliche Leben und ein ruhiges  
Alter mit der Zuversicht, daß nach dem Tode des  
Familienoberhauptes das Fortkommen der Hinter-  
bliebenen gesichert ist. „Um dieser Aufgabe zu  
genügen, hat der Staat durch sein Ministerium,  
den Repräsentanten der Arbeit Gut und Geld in  
der Gesamtheit anzuschlagen, die Arbeit auf  
denselben Maßstab zu reduzieren und dahin zu streben,  
daß allen diesen relativen Werthen ihr Recht wider-  
spreche, wobei die gleichen natürlichen Ansprüche aller  
zum Grunde gelegt werden, die Gegenwart und die  
Vertheilung der repräsentativen Güter (Geldkapital)  
in derselben aber zum Grunde gelegt wird, ohne ihr  
jedoch eine andere Stabilität geben zu wollen, als die,  
welche sie sich selbst in weiterer Entwicklung  
zu sichern vermöge.“

Der Endzweck ist also: „die an sich ideale,  
daher ihrem strengen Begriff nach auf endlichem  
Weg nicht realisierbare Forderung eines absoluten  
Kommunismus, in welchem jeder Mensch, als jedem  
anderen Menschen gleichberechtigt, den gleichen Anteil  
an dem Besitz der Welt haben sollte, mit der  
bestehenden, im Repräsentativenkapital begründeten Un-  
gleichheit der Menschen zu vermitteln...“ Als  
brauchbare Übergangsmöglichkeit erscheint nun Nees  
das Folgende. Dem Arbeiter muß außer dem Lohn  
noch gesetzlich ein Anteil am Unternehmergevin  
zuerkannt werden. Davon soll wieder ein bestimmter  
Prozentsatz dazu verwandt werden, dem Arbeiter  
einen gewissen Kapitalanteil bei der Unternehmung  
zuzuschreiben, bis dieselbe schließlich eine Assoziation  
von lauter Gleichberechtigten geworden ist. Dann  
verlangt Nees z. B., daß die ersten Lebensbedürfnisse,  
vor Allem Getreide, nicht Gegenstände des wuchernden  
Handels sein dürfen, sondern durch den Staat  
vermittelt werden müssen. Der Staat hat weiter  
für die Steigerung der heimischen Getreideerzeugung  
zu wirken. „Dahin gehört also die Bildung von  
Landbauschulen und Landbaubehörden in den  
Elementarschulen, die Parzellierung zu großer Güter,  
die Urbarmachung vernachlässigter oder nicht be-  
nutzter Ländereien, der Organismus der Gemeinde-  
verfassung usw.“ Der Einfuhr fremder Rohprodukte  
ist aber keine Grenze zu setzen. Dagegen soll  
steigende Einfuhr fremder Fabrikate möglichst durch  
heimische Arbeit auf dem gleichen Gebiet überflüssig

genutzt werden. Gewinnbringende Ausfuhr ist nicht anstreben. A und O aber ist die genossenschaftliche Regelung des Produktionsprozesses auf allen Gebieten, vor Allem aber dem der Industrie: „Im Handwerk ist Alles zur Assoziation zu führen, sei es nun, daß ein Begüterter Lohn gebe, wie jetzt häufig in der Fabrik der Manufaktur usw., oder daß mehrere Arbeiter zusammen ihr Geschäft und dessen Gülagen vermittelnd. In allen diesen Fällen berechnet jeder seinen Lohn nach dem allgemeinen Maßstab und erhält für die Dauer seiner Assoziation seine Dividende.“

Aus jedem Worte des Nees'schen Programmatisches spricht der Geist des Sozialismus, allerdings eines Sozialismus, der die Erscheinungen der Utopie noch bei Weitem nicht abgestreift hat. Das sieht heute ein Blinder, und ein liberales Blatt würde lieber Kreuzzeigungsartikel abdrucken, als seinen Lesern solches sozialistische Gift anders als in unschädlichen Dosen und gleich mit dem liberalen Gegengift versetzt in die Hand geben. Damals aber (12. April 1848) brachte das wadere Freiheitswahlrecht in Berlin, die Tante Böck einen langen Auszug aus dem Nees'schen Artikel, ohne einen anderen Zusatz, als daß sie ihre Zeiter auf die Ausführungen „besonders außerordentlich“ mache, „weil sie die Sache von Grund aus zu gestalten versuchen.“ War die Tante Böck damals farbenblind oder gar selber roh? Vor diesem Verdacht einer Jugendstunde behütet sie ihre vorherige und nachmalige Haltung selbst gegenüber den bestcheidenden Forderungen der Arbeiter. Sie wollte halt weiter nichts, als den Arbeitern Sand in die Augen streuen, was sie von Marzministern und liberalen Volksvertretern zu erwarten hätten. Doch war es nicht gerathen, den Arbeitern, die eben erst auf den Bühnen getanzt hatten, die Faust zu zeigen; denn die Wahler zu den beiden Parlamenten waren noch nicht vorbei. Die Arbeiter gingen denn auch wirklich, selbst in Berlin, massenhaft auf den liberalen Reim und hielten liberale Maulholzen, weil sie nicht mit Versprechungen sorgten, für unabdingige Vertreter der Arbeiterinteressen. Das Breslauer Proletariat erwies sich bei den Wahlen zu den Nationalversammlungen noch am fortgeschrittensten. Aber selbst hier wurden am 6. Mai zwar zugleich eines Kongresses des Arbeitervereins mit den Demokraten zwei Sozialisten, je einer für Berlin und Frankfurt, aber blos als Stellvertreter gewählt: der für Frankfurt war Wilhelm Wolff, der für Berlin aber Nees von Gienbeck. Da indeß der Demokrat Elsner, dessen Erzählmann Nees war, noch in einem anderen Wahlkreis gewählt worden war, so mußte eine Ergänzungswahl stattfinden, aus der nun Nees von Gienbeck als Abgeordneter der sozialdemokratischen Arbeiter, aber auch des demokratischen Kleinbürgertums hervorging.

Warde durch den letzten Umstand die Bedeutung dieses ersten sozialdemokratischen Wahlganges in Preußen recht erheblich beeinträchtigt, so kam ein weiterer Umstand hinzu, der es Nees sehr erschweren würde, im Parlament die Forderungen der sozialen Demokratie, zu der er mit Leib und Seele sich befreite, als ihr erster Vorsitzender zu vertreten: er stand ganz allein und war auf die Hülfe der demokratischen Linien angewiesen, wenn er mit eigenen Mitteln zu Kraft kommen wollte. Auf diese Weise erfuhr es ja, wenn Nees in der Singakademie und so in den Vorbergen saß, wie man vielleicht erwartet möchte. Dogmatische ist er immer; denn bei allen materialistischen Abstimmungen findet sich sein Name, durchweg in Gemeinschaft mit den Abgeordneten der ängstlichen Linien: er steht für Alles, was zu einem demokratischen Gemeinwohl führt, gegen Alles, was den liberalen Staatenstaat am Leben erhalten könnte. Selbst das Wort gemeinsam hat Nees blos decimal. Wie viel aber wie wenig nun der preußischen Nationalversammlung zu erwarten sei, wird ihm schon beim ersten Mal klar geworden sein. Am 4. Mai 1848 sollten die Marzgesellen im Friedenspalais durch eine große Demonstration erzielt werden, die von dem demokratischen Club ausgegangen. Zunächst sollte Nees in der Nationalversammlung den Antrag, die Abgeordneten

möchten sich geschlossen an der Feier beteiligen, um den Todten, „welche Veranlassung sind, daß wir hier den Versuch machen sollen, ob wir den blutigen Schritt der herannahenden Zeit auf einen friedlichen Weg leiten können, unsere Hochachtung zu bezeugen.“ Eine Versammlung, die ihres revolutionären Ursprungs eingedenkt gewesen wäre, würde den Vorschlag ohne Weiteres mit donnerndem Beifall angenommen haben. Die liberalen Mannesseelen dagegen, die schon eifrig dabei waren, sich mit den preußischen Bajoneten zu verbünden, gingen auf Antrag des Abgeordneten von Doe ohne Diskussion zur Tagesordnung über. Anderer Tages ging das Volk von Berlin über die Nationalversammlung zur Tagesordnung über, indem es zu der Feier im Friedrichshain gewaltige Massen aufbot. Nees kannte auch die Gemüthsart, daß er seine Wähler hinter sich wußte. Am 12. Juni nämlich, nachdem zwischen das Berliner Parlament die Barricadenhelden nochmals verlängert hatte, fand in Breslau eine große Protestversammlung statt, und eine daselbst beschlossene Adresse, die der Nationalversammlung den Unwillen des Breslauer Volkes aussprach, fand über zehntausend Unterschriften.

Aber die Berliner Versammlung ließ sich nicht durch Resolutionen von dem Wege der selbstverständlichen Politik abbringen, die der Mehrzahl ihrer Mitglieder im Blute lag. Wenige Tage nach dem Breslauer Protest gab sie der Arbeiterklasse auf's Kürzweidestufigste zu verstehen, daß für proletarische Interessen nichts von ihr zu erwarten sei. Am 15. Juni 1848 begründete Nees von Gienbeck seinen Antrag, dem von der Regierung vorgelegten Verfassungsentwurf einen von der Nationalversammlung selbst ausgehenden „volkstümlichen“ gegenüberzustellen. Er betonte die Notwendigkeit, in der Verfassung hervorzuheben, daß den Bedürfnissen des Proletariats nach Möglichkeit Rechnung getragen werden solle. „Es muß in die künftige Verfassung“, sagte Nees u. A., indem er weniger als Sozialist forderte, denn als Mitglied der bürgerlichen Klassen warnte, „ein Element mitaufgenommen werden, welches eben in die Zeit die große Not gebraucht hat. Es sind Schrecknisse, die wir Alle kennen, die aber, wenn wir sie nicht zeitig gering in die Hand nehmen, von Jahr zu Jahr durchbarer heranwachsen und uns große Gefahren herbeiführen werden. Es ist dies die soziale Idee, die Idee, wie den Verhältnissen abzuhelfen sei, welche in das bürgerliche Leben schon längst eingetreten sind, und gegen welche die Verhältnisse des Volks bis jetzt nur notdürftig zusammengehalten worden sind. Unser Beruf, die wir vom Volke ausgegangen sind, ist es, dies in's Auge zu fassen, die Frage anzuspielen, ob und wie vielleicht in dem Verfassungsentwurf diesem Missverhältniß nicht abgeholfen werden kann — wir wissen Alle, daß dies unmöglich ist; aber wie ein Element aufgenommen werden könnte, welches dem Volk die Sicherheit giebt, daß, wenn man vernünftig auf diesem Wege fortgeht, endlich geholfen werden könne, ja, möglicherweise eine Ausgleichung der menschlichen Verhältnisse, ein humanes Dasein an die Stelle des bloß rechtlichen Daseins treten könne.“ Er verlangt also Niedersetzung einer Kommission zur Ausarbeitung eines derartigen Entwurfs, der „die soziale Frage berühren muß; denn das liegt klar vor uns, wenn wir diese Garantie nicht zur Ausführlichkeit bringen durch das Verfassungsverf., so wird diese Bewegung, die wir Revolution nennen, über uns hinweg ihren buntigen Wegweiser verfolgen.“

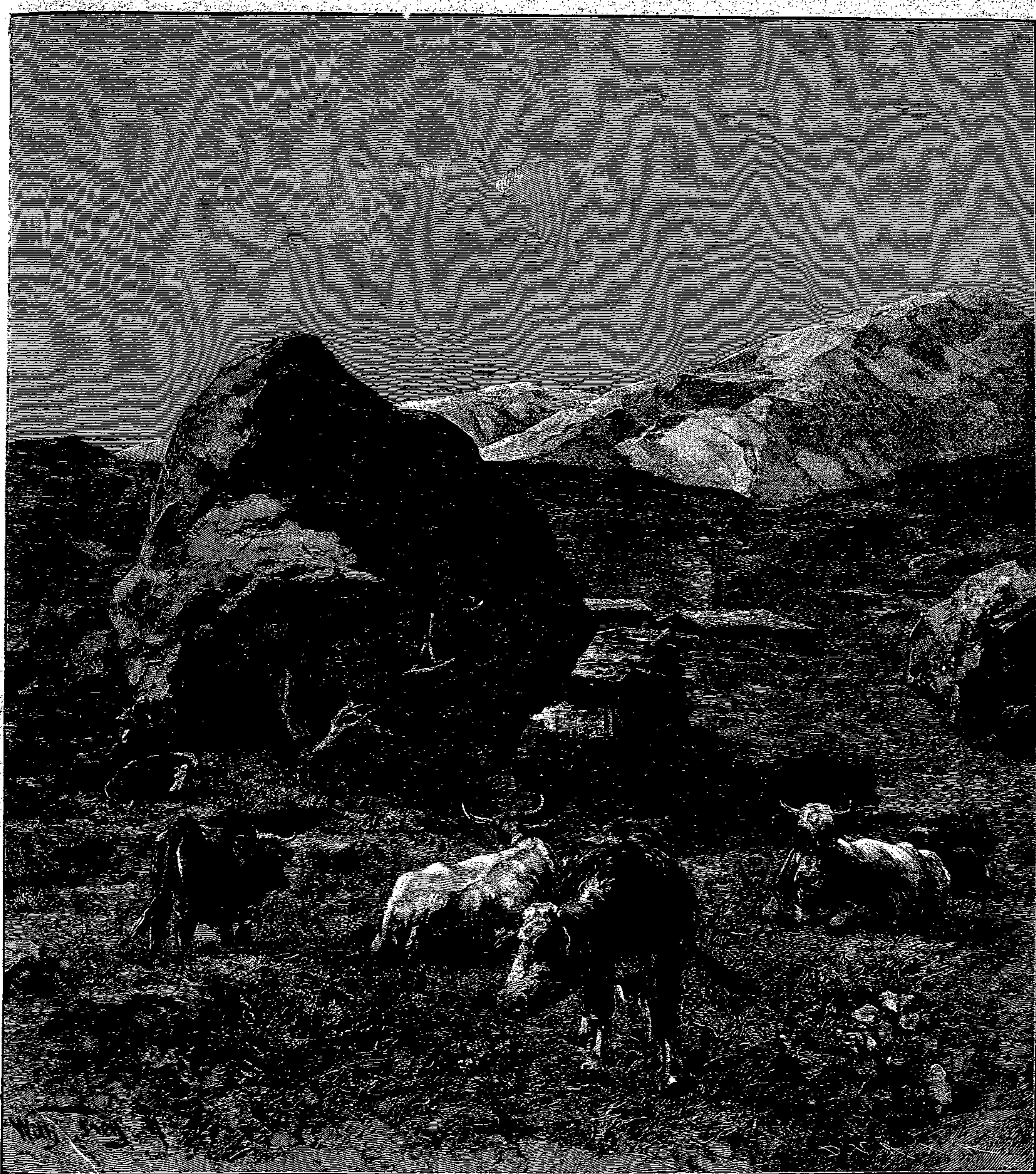
Der unbehagene Mahner predigte tauben Ohren und ward trotz seiner Silberlocken und seiner wissenschaftlichen Berühmtheit nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Von da ab konnte Nees sich keinen Zuspruch mehr darüber hingeben, was die Proletarier in Stadt und Land von der Nationalversammlung zu hören hätten. Er hat wohl noch einmal am 11. August einen Antrag gestellt, der dem Gebiete des Unterrichtswesens angehörte und eine Reformierung der Universitäten im Sinne von Volksschulwesen, Befreiung des gelehrten Staatswesens zum Ziel hatte. Von einem Universitäts-

Lehrer mit seinen dreißigjährigen Erfahrungen herührend, verdiente der Auftrag, der noch heute höchst interessant ist, gewiß eine Erwähnung; aber die Mehrheit warf ihn diskussionslos unter den Tisch. Von da ab hat Nees geschwiegen, und er hat zwar noch bis zum Staatsstreich pflichtgemäß auf seinem Platz in der Singakademie ausgeharrt, der Schwerpunkt seiner Interessen aber lag nicht mehr in ihr. Er war jetzt mit ganzem Herzen bei dem Versuch, die lokalen Arbeiterorganisationen, von denen die größte, die in Breslau sein Werk war, zusammenzufassen zu einer allgemeinen „deutschen Arbeiterverbrüderung“ mit gemeinsamem sozialistischen Kampfziel. Deren Geschichte ist oft erzählt worden. Dabei tritt gewöhnlich blos die Person von Stephan Born in den Vordergrund. Die Rechtfertigung erfordert aber die Feststellung, daß nein Born, Nees von Gienbeck als Hauptgründer der Verbrüderung anzusehen ist. Wie stolz der Arbeiterkongress, der am 23. August 1848 in Berlin zusammentrat, darauf war, den ehrwürdigen Greis mit der feurigen Jünglingsnatur in seiner Mitte zu haben, geht daraus hervor, daß Nees von Gienbeck zum Präsidenten dieses ersten deutschen Arbeiterkongresses gewählt wurde. In den Beschlüssen der Versammlung, die bekanntermaßen von utopischen Ideen nicht frei sind, finden sich auch Nees'sche Gedanken berücksichtigt. Aber es muß rührend hervorgehoben werden, daß Nees nicht den mindesten Versuch gemacht hat, den Arbeitern sein sozialistisches System als alleinstigmachend aufzunäthigen, wie es etwa bald daran, der Professor Winselblech unternahm. Nees war kein Sektor, sondern als überzeugter Demokrat fand er es selbstverständlich, seine persönlichen Lieblingsmeinungen hinter dem allgemeinen Interesse der Arbeiter zurücktreten zu lassen, das ein geschlossenes Vorgehen gebietetrich erheischt.

Nachdem im November 1848 die Nationalversammlung durch den Staatsstreich gesprengt worden war, konnte Nees sich ganz der Thätigkeit für den Breslauer Zweig der Arbeiterverbrüderung hingeben. Und die steigende Dreistigkeit der siegestrunkenen Reaktion hat ihn nicht im Mindesten abgeschreckt, mit seiner Person bis zuletzt für die sozialdemokratische Sache in die Bresche zu springen. Nur ein charakteristischer Vorgang sei hier mitgetheilt. Am 16. April 1849 fand ein Bankett der Breslauer Mitgliedschaft der Verbrüderung statt. Nees führte den Vorsitz, und zwar mit einer rothen Jakobinermütze auf dem greisen Haupfe. Die nämliche Kopfbedeckung trugen die übrigen Vorstandsmitglieder, und die Versammlung deputierte zum Zeichen ihres Einverständnisses mit dieser Demonstration aus ihrer Mitte einen Mann und eine Frau, die auf der Tribüne gleichfalls dies Symbol aufgesetzt bekamen. Nees hielt eine feurige Rede über die sozialdemokratischen Bestrebungen, die mit einem Hoch auf die Verbrüderung der Arbeiter aller Länder endigte. Ein weiterer Redner sprach die feste Überzeugung aus, daß der Sieg der Sozialdemokratie unauflöslich, und tostete auf die Zeit, wo zwischen der Bluse des Arbeiters und dem Purpurmantel des Fürsten kein Unterschied mehr sein werde. In einem anderen Trinkspruch ward betont, daß allein die zugleich politische und soziale Demokratie helfen könne. Und schließlich tostete Einer: „Wir Soldaten des rothen Paniers, die wir stolz darauf sind, in dem Lager der Demokratie als Tirailleurs voranzuschreiten, wir bringen unserer Fahne den Toast dadurch, daß wir unsere alte Parole dreimal wiederholen: die rothe Demokratie stirbt, aber sie ergiebt sich nicht.“ Drei Wochen später, am 7. Mai 1849, hat das mancher Breslauer Arbeiter mit seinem Blute besiegt. Aber es war ein aussichtsloser Kampf gegen eine wohlgerüstete Heerbarmacht. Das Ergebnis war die Verhängung des Belagerungszustandes in der Breslau, und damit war dem auch der Thätigkeit des Arbeitervereins vorläufig ein Ziel gesetzt, wie bald die ganze Arbeiterverbrüderung, als dem Verbündungsverbot des preußischen Vereinsgesetzes widerlaufen, der Reaktion endgültig zum Opfer fiel. So war das Werk zerstört, an dem Nees von







Zennalpe im Achenthal. Nach dem Gemälde von Wilhelm Frey.

Glenbeck tren mitgearbeitet hatte. Es kam nun die Zeit, wo die herrschenden Gewalten an dem greisen Gelehrten für seine volksfreundliche Haltung Rache nehmen konnten. Das ist in ausgiebigem Maße geschehen. Mit kleinstlichen Chikanen begann die Verfolgung. 1849 ward ihm, gleich vielen anderen gereingeführlichen Menschen, der Aufenthalt in Berlin verboten. Die 1849er Märzfeier des Arbeitervereins bot Anlaß zu einem gerichtlichen Vorgehen wider ihn. Im Zusammenhang mit der Unter-

drückung der Arbeiterverbündung ward er wegen Übertretung des Vereinsgesetzes zu einer Geldstrafe verurtheilt. Das waren aber blos kleine Nadelstiche vor dem Hauptschlag, der erst im Jahre 1851 geführt ward. Zur Charakterisirung der dabei verfolgten Methode muß man sich die Worte gewißt halten, mit denen Marx in der Abschiedsnummer der „Neuen Rheinischen Zeitung“ die preußische Reaktion gebrandmarkt hat: „Die rohalistischen Terroristen, die Terroristen von Gottes und Rechts

Gnaden, in der Praxis sind sie brutal, verächtlich, gemein, in der Theorie verstödt, feig, doppelzüngig, in beiden Beziehungen ehrlos.“ Am 29. Januar 1851 ward Nees von Glenbeck plötzlich von seiner Professur suspendirt und im folgenden Jahr, am 13. März, durch gerichtliches Urtheil definitiv seines Postens entfeßt. Den wahren Grund zu sagen, hatte man nicht den Mut: daß er als Sozialist und Demokrat gemäßregelt werde. Anstatt dessen bediente man sich des ehrenwerthen Vorwandes, daß er im

# Feuilleton.

## Schweigen.

Als ich noch jung war,  
Es sießt ich zu klagen,  
All' was dem Herzen leid,  
Nielen zu sagen;

Zum da ich älter,  
Sießt ich die Pein,  
Schlaflos den Kummer  
Im Innersten ein.

Denn ich erfuhr es,  
Kalt ist die Welt,  
Und mit der Artheit  
Linderl, was quält.

So wie das Goglein,  
Jedermann kennt's,  
Das seine Liebe  
Flöte im Berg.

Aber vorüber  
Kosen und Brut,  
Saulos in Zweigen  
Fürder nur ruht:

So meine Mause,  
Also mein Herz,  
War doch ihr Eied mit  
Sehnsucht und Schmerz.

Grillparzer.

**Auf der Alm.** (Zu dem Bilde „Zernalpe im Achenthal“). Wenn es vergönnt ist, mit dem Bergstock in der Zunft und dem möglichst leichten Rücken auf dem Rücken einem der eisgepanzerten Alpenpfeil zu zusprechen, die ihr Haupt so stolz in die Wolken heben, der hat dabei drei Zonen zu durchsteigen. Bis zu 1600 Metern Höhe reicht die Walzregion, die in ihren oberen Teilen vollständigen Urwaldcharakter trägt, und deren Baumbestand allmälig dem dem jähren, am Boden wiederaufgewachsenen Kiechholz und anderen prachtläufigen Gewächsen abgelöst wird; über 2000 Meter hinauf giebt selbst die Bergföhre den Ramb' um's Dasein auf, und nur Gräser und die durch ihre schönen, eigenartigen Blumen ausgezeichneten Alpenblütchen (Rhododendron, Sarcifragen, Primeln, Gentianen etc.) bedecken in der Alpenregion noch den Boden, von denen einzelne sogar bis in die dritte, die Schneeregion, reichen, während auf den höchsten Punkten beinahe noch verflümmerete Flechten zu finden sind. Das vielgesuchte Edelweiß z. B., das aber viel weniger selten ist, als z. B. die gelbe Edelraute, wächst in den schönen Exemplaren im Schutz der nackten Felsen, die an der oberen Grenze der grünen Regionen beginnen, und man kann hier in dieser Zeit den schönen „Frischen“ sammeln. Während in der Walzregion noch Ackerbau getrieben wird und Dorfer und kleine Städte zu finden sind, giebt es in der Alpenregion nur in jüngster Folge jenseit Schneize der Menschen; sie ist der eigentliche Sitz des Hirtenlebens, das in den Alpen eine bedeutende Rolle spielt. Die Weisheit der Hölzer prägt und füllt mit dem Bergland an Rindern, die in vielen alten Höfen vorhanden sind, und deren Zucht die Hauptzurichtungsquelle der Bewohner ist, am trockenen oder heißen dem Kind nicht leicht erreichbaren Gebirgszonen (Almen) herzt das Schaf, am allerhöchsten geht die weidende Ziege, auch die Pferde, deren Zahl in den Alpen getrieben wird, werden während der kalten Monate auf die Almen getrieben und ziehen sich hier, in der reinen Luft und inmitten eines lieblichen und unvergänglichen Dekorums, angetanztlich wohl.

Am Allgemeinen in das Vieh etwa drei Monate auf den Almen, von Mitte Juni bis September, doch bedingen die nördlichere oder südländere Lage und die Weiterung jährlich große Unterschiede, der Abtrieb erfolgt z. B. im Herbst ohne Rückzug auf den Saalander, woher Regenwasser oder Schneefälle eintreten. Der Auftrieb nach der oft weit entfernten und weitwinkeligen Bergseiten, schlechten Pfaden zu entziehenden Almen, auf die das Vieh mühsam auf mit unpraktischer mechanischer Vorrichtung zu gelangen bestimmt, geschieht z. B. gleich dem Winter, wenn zu einem kleinen Dreiecke unterliegenden, entlegenen und brüchigen Schneeboden (Sennet oder Sennertonen) werden ausgebaut, während der ganzen Jahreszeit mit dem über Auspferd ausgetriebenen Vieh auf der Alm zu blei-

ber und dasselbe vor Unfällen, wie sie z. B. infolge Sichbersteigens von Kindern vorkommen können, zu bewahren. Da hierbei die Erfahrung und Gütekundigkeit und eine gewisse Kenntnis der Tierheilkunde entscheidet, so sind es gewöhnlich nicht die hübschesten und jüngsten Mädchen, die in den Semihütten hausen, und ihre schmückige Arbeit hat zur Folge, daß sie in der Regel weit weniger betrügerisch sind, als der Almälpler, der zum ersten Mal in die Alpen geht, sich einbildet, derselbe thut gut, sich von vornherein aller romantisch-poetischen Illusionen zu entschlagen, damit er nicht durch eine ziemlich „hüste“ alte Person mit der Ladenspise im Mund geblöggen wird, seine Erwartungen herabzustimmen und seine falschen Vorstellungen zu corrigitzen. Das Leben auf der Alm erfordert Frugalität und Unempfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse, denn die hochgelegenen Weidegründe werden von schweren Gewittern mit Stürmen und Graupelschauern heimgesucht. Wolkenbrüche sind nicht seltener als sommerliche Schneefälle, und die Verprobiantierung mit den bescheidenen Luxusbedürfnissen des Bergglüters (Wein, Tabak, Kaffee usw.) erfolgt mit in größeren Zwischenräumen, und ein Herabsteigen in's Thal, wär's auch nur zum Kirchgang, ist oft infolge der großen Entfernung ganz unmöglich. Man lebt fast ausschließlich von dem mitgebrachten steinharten Brot und von Milch und Käse; das Lager besteht aus einem mit welkem Laub gefüllten Sack und oft sind die Hütten der Almhütte so primitiv, daß Wind und Wetter fast freien Zutritt zu den Schlafern haben. Für das Vieh, das überwiegend in der Nähe der Semihütte zusammengedrängt wird, existieren für schlechtes Wetter einfache und nothdürftige Schutzvorrichtungen, sonst übernachtet es unter freiem Himmel. Kurz, das Leben, das die mit Behütung des Viehstandes betrauten zu führen haben, ist rauh und frugal und hat eigentlich wenig Verlockendes. Dennoch gehen die Leute gern auf die Alm und zeigen ihren größten Stolz darin, kein „Haupt“ weniger zurückzubringen, als sie zur Alm geführt haben.

Außer den Semihütten findet man auf den Almen noch Henschadel (Scheunen zur Aufbewahrung des Heus, das im Winter mit Schlitten zu Thal gebracht wird), vielfach kommt es vor, daß Söhne und Tochter des Besitzers der Alm nach der Heuerzeit auf einige Wochen herauf kommen, um im frischen Heu zu schlafen, was man „Heubäder nehmen“ heißt und was für sehr gefund gilt.

Leider werden namentlich in den rasch verbreitenden Stakkaten Südtirols immer mehr fruchtbare Almgründe durch herabgeschwemmtes Gestein jeder Größe zu Grunde gerichtet, an dessen Wiederbelebung nicht zu denken ist; solche herabgerollte „Felsbroden“ zeigt auch unsere hübsche Abbildung der Zernalpe im Achenthal. Diese Almen haben oftmals eine sehr große Ausdehnung. Die größte tiroler Alp ist die Seiser Alp, sie liegt circa 1800 Meter hoch, drei Stunden unterhalb des Jägerhauses Schlerm, und bedeckt einen Flächenraum von ungefähr 45 qkm. Sie ist 9 km lang und 5 km breit und bildet ein grünes, wellenförmiges Plateau mit erhöhten Rändern, das nach der Mitte absinkt. Man zählt auf diesem Plateau über 100 Semihütten, die hier „Schweigen“ heißen, und an vierhundert Henschadel, die meist zur Gemeinde Seiseralp gehören. Wer das Almladen kennen lernen will, sollte diese Alm gegen Ende Zum aufsuchen, wo die Briesengründe in voller buntfarbiger Blüte stehen und ein schönes Blumen-, Käfer- und Schmetterlingsleben entfalten; dazu kommen das schönste und sauberste Vieh in fast zahllosen Exemplaren und die zahlreichen Hütten und Hirtinnen, deren Erscheinung zwar nicht immer ganz so zauberhaft, aber jedenfalls immer malerisch ist. Von einem Tag auf der Seiser Alp, wie er sich namentlich zur Zeit der Heuerzeit gestaltet, verzog unser Bild ja keinen Begriff zu geben, wohl aber giebt es den Zauber der weltentzückten traumhaften Einsamkeit, in die nur das Summen der Insekten, ein gelegentlicher Hohlräder und das gedämpfte Geläut der harmonisch abgezimmerten Küchenglocken ein wenig Leben bringen, wieperlich wieder.

**Die Arbeitsmuth der Menschenrechte.** Die preußische Verschaffung garantiert in ihrem zweiten Abschnitt den Bürgern eine Reihe von Rechten, wie z. B. das der allgemeinen Gleichheit vor dem Gesetz, die sich auf dem Papier sehr schon anzunehmen. Der Wortlaut geht auf die deutsche Reichsverschaffung von 1849 zurück, worin im Bezeichnungen die nämlichen allgemeinen Bestimmungen als „Grundrechte für das deutsche Volk“ enthalten sind. Wie aber die „Rechte der Preußen“ den Grundrechten für das deutsche Volk“ nachgebildet sind, so diese wiederum den allgemeinen Menschenrechten, die im Jahre 1789 von der französischen konstituierenden Nationalversammlung beschlossen wurden. Die französische Revolution folgte mit der feierlichen Erklärung der Menschenrechte selber wieder einem freudigen Vorblüte, und das gaben die ameri-

kanischen Kolonien Englands, als sie im Jahre 1775 durch den Kongress in Philadelphia die Freiheit in dem Mutterlande beschlossen. Der 4. Juli 1775 — der Tag, an dem die Kongressdeputirten in Philadelphia die Unabhängigkeitserklärung unter Verfassung auf die unbekämpflichen Menschenrechte erließ — gilt für den Geburtstag der vielgewanderten Verwahrung gegen Vorrecht und Gewalt. Undez ist auch die pennsylvanische Hauptstadt nicht der erste Ort, wo die Menschenrechte zum Beschlusß erhoben worden sind. Deren Urtheilmuth ist vielmehr nirgends anders als in Medlenburg zu suchen. Das Land des Ochsenkopfes mit den Menschenrechten in einem Atem neinen zu hören wird. Menschen in gelindes Staunen versetzt. Und doch ist es so, daß die Medlenburger sich zuerst zur feierlichen Erklärung dessen erinnert haben, womit keine Adelsherrschaft vereinbar ist. Es handelt sich freilich nicht um das Medlenburg, in dem heute die Mutterhaft, ungestört durch eine Verfassung, waltet, sondern um den gleichnamigen Theil eines States von Nordamerika, um die Grafschaft Medlenburg in Nord-Carolina. Diese amerikanischen Medlenburger waren schon vor mehr als fünfhundert Jahren hundert weit, die allgemeinen Menschenrechte in Anspruch zu nehmen. Im Mai 1775, nachdem bei Lexington der erste Strauß zwischen Yankees und Briten ausgefochten worden war, kamen die Hinterwäldler der Grafschaft Medlenburg zur Militärsammlung zusammen und faßten den Beschlusß: „Wir Krieger der County Medlenburg lösen hiermit alle staatlichen Bande, welche uns mit dem Mutterlande verbunden haben, wir entledigen uns jedes Gehorsams gegen die britische Krone und schwören ab jeder politischen Verbindung, jedem Vertrage, jeder Gemeinschaft mit der Nation, welche so leichtfertig unsre Rechte und Freiheiten zu Boden getreten und das Blut der amerikanischen Patrioten bei Lexington vergossen hat. Wir erklären uns hiermit für ein freies und unabhängiges Volk; wir sind, wie wir dies von Rechts wegen sein sollten, ein souveränes, sich selbst regierendes Gemeintwesen. .... Zur Erhaltung dieser Unabhängigkeit verpflichten wir uns in feierlicher Weise, uns gegenseitig beizustehen, mit unserem Leben, unserem Besitzthum und unserer heiligen Ehre. Wer immer, in welcherlei Form und Weise, die englischen Invasionen gegen unsere Rechte und Freiheiten unterstutzt, der ist ein Feind dieses Landes, ein Feind Amerikas, ein Feind der angeborenen und unveräußerlichen Menschenrechte.“ Jefferson, der Verfasser der zwei Monate später vom Kongress ausgegangenen Unabhängigkeitserklärung, ist nachmals beschuldigt worden, das Medlenburgische Manifest ausgeschrieben zu haben. Er hat demgegenüber behauptet, niemals Kenntnis von jenem hinterwäldlerischen Proklamationo befreien zu haben. Merkwürdig ist aber, daß die im obigen Auszug durch den Druck hervorgehobenen Worte in der von Jefferson abgeschafften Erklärung wörtlich wiederkehren. Möglicher, daß es Zufall ist. Das Prioritätsrecht ist den Medlenburgern aber nicht abzusprechen.

**Neuer Nadelverschluss für Broschen.** Die jetzt zur Festigung von Broschen üblichen Nadelverschlüsse sind in der Handhabung nicht praktisch und lassen sich im zugemachten Zustande die Nadelspitze noch soweit herabschieben, daß Verletzungen nicht ausgeschlossen sind. Auf diesem Gebiete wird nun eine beachtenswerthe Neuerung angewendet, die darin besteht, daß man Nadeln ohne Federung verwendet, die durch eine kleine federnde Verriegelvorrichtung fest zusammengehalten werden, trotzdem aber durch einen einfachen Handgriff das Deffnen gestatten und die im geschlossenen Zustande die Spitze so verdickt haben, daß Verletzungen durchaus ausgeschlossen sind. Die bisher üblichen federnden Nadeln müssen beim Zumachen etwas nach der einen Seite gebogen werden, damit man die Nadelspitze überhaupt in den Haken hinzubekommt; hierbei kommt noch in Betracht, daß es erforderlich ist, die Seite der Haken offen zu suchen, was auch gerade nicht zur Vereinfachung des Festmachens von Broschen beiträgt. Bei der patentierten Neuheit dagegen wird die Nadel einfach in den Nadelverschluss gedrückt und der Halt ist dann so groß, daß ein Verlieren des so befestigten Gegenstandes ausgeschlossen gelten kann.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 63, Lindenstraße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Hierzu eine Anzeigen-Seite.